

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 36 (1949)
Heft: 4

Artikel: Engelburg : mein Heimatdörchen [Fortsetzung]
Autor: Gemperle, Gallus
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-528197>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ehrfurcht ziemt sich also auch dort, wo schlimme Eigenschaften ihre Verheerungen in der Seele angerichtet und alles Liebenswerte verschüttet haben. Unter diesen Trümmern ist das Göttliche und Heilige doch nicht verloren gegangen. Es wartet vielleicht auf die Ehrfurcht von Seiten eines andern, um wieder zu neuem Leben zu erstehen.

Wenn wir von dem hohen Werte gesprochen haben, der jedem Kind innewohnt, und von der Ehre, auf die er als Mensch einen Rechtsanspruch hat, dann müssen wir auch von der Ehrfurcht reden, die mit dieser Wertschätzung verbunden sein muß in der Ehrfurcht. Es ist die Furcht, diesem Wertvollen im Nebenmenschen nicht genügend entsprechen zu können, es dadurch zu schädigen oder zu vermindern.

Je kostbarer der Schatz, den wir zu hüten haben, desto größer unsere Sorgfalt, die

wir darauf verwenden, desto größer die Furcht, es könnte ihm irgendein Schaden zustoßen. Wenn wir diese Haltung dem Kinde gegenüber einnehmen, würde es heißen: Je mehr wir vom Werte des Zöglings überzeugt und durchdrungen sind, desto größer werden unsere Anstrengungen sein. Wir werden uns bemühen, diesen kostbaren Schatz, der uns anvertraut worden ist, in seiner Reinheit und Schönheit nicht nur zu bewahren, sondern ihm zu immer größerem Glanz und zu schönerer Entfaltung zu verhelfen. Und ist uns dieser kostbare Schatz im Kinde oder Jugendlichen beschmutzt oder entstellt übergeben worden, so werden wir uns mit großer Sorgfalt und äußerstem Zartgefühl bemühen, ihm seine ursprüngliche Form wieder zurückzugeben. Wir lassen nichts unversucht. Wir scheuen keine Mühe und keine Zeit, weil wir den Wert des Schützlings so hoch einschätzen, daß jede Arbeit uns dafür klein erscheint.

V O L K S S C H U L E

ENGELBURG – MEIN HEIMATDÖRFCHEN *

Von Gallus Gemperle

DIE SCHULE IN ALTER ZEIT

»Es ist doch schade, daß wir nächste Woche wieder in die Schule müssen«, seufzte Alex, als er mit den Kaninchen spielte. Er hatte den Großvater nicht bemerkt, der hinter ihm stand. »Ihr seid doch wunderliche Buben! Wie froh wäre mein Großvater gewesen, wenn's im Dorfe damals eine Schule gegeben hätte. In jener Zeit jammerten die Leute manchmal: Wenn man doch nur schreiben und gut rechnen könnte, und auch lesen, was die gescheiten Männer geschrieben haben! Sobald wir einen Lehrer haben, wollen wir eine Schule einrichten!«



Damals sahen die Schulzimmer noch ganz anders aus als heute. Meistens war es nur eine große Stube oder eine Werkstatt. Das reichte gewöhnlich schon aus; denn die Kinder konnten den Unterricht besuchen, oder nicht. Sie gingen meistens nur

* Siehe Nr. 3 vom 1. Juni 1949.

drei oder vier Jahre zur Schule. Es gab keine Klasseneinteilung. Jeder Schüler lernte, was ihm gerade paßte. Jeder saß dorthin, wo es ihm behagte.

Als Lohn erhielt der Lehrer hier und da ein paar Batzen, andere brachten ihm Brot, Mehl, Fleisch oder Eier. Im Sommer war keine Schule. Im Winter mußte jeder ein Scheit mitbringen, um den Ofen zu heizen. Der Lehrer betrieb nebst der Schule noch ein Handwerk: Er war Weber, Schuhmacher, Schreiner, Nachtwächter oder Bauer. Während er in der Schulstube hobelte oder am Webstuhl saß, stellte er einen Buben mit einer langen Rute vor die Klasse und befahl ihm: »Lehre die Kleinen das Abc!« Liseli durfte andere den Katechismus abfragen. Hin und wieder kam ein reicher Bauer und redete auf den Schulmeister ein: »Lehrt die Kinder nur nicht schreiben und rechnen! Wer will sonst noch Vorgesetzter sein, wenn jeder Hudel einem vorrechnen kann, wieviel er schuldig ist.«

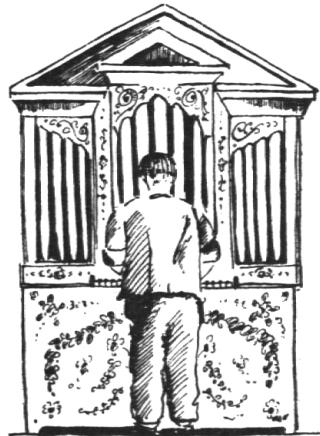
DER GROSSVATER BERICHTET VON SEINER SCHULZEIT

»Ja, ja, es war allerlei anders, als ich noch zur Schule ging, so in den siebziger Jahren. Aber wir hatten doch auch schon eine rechte Schulordnung und einen guten



Lehrer. Den nannte man damals noch Schulmeister oder Schullehrer. Unser alte Lehrer Wildi selig war wirklich ein Meister in der Schule. Er liebte uns alle, wenn er uns auch etwa streng anfuhr. Schwatzen durften wir nicht, denn er mußte gleichzeitig etwa 90 Kinder unterrichten. Wir

hatten kaum Platz in der engen Schulstube, die durch Tabellen und Tafeln stark verdunkelt wurde. Die erste Klasse besuchte ich noch im alten Schulhaus, unten im Dorf. Am Ostermontag 1873 wurde dann das neue Schulhaus eingeweiht. War das ein Fest! Am Schlusse erhielten alle Kinder einen Trunk und ein Würstchen.



Der Schulmeister mußte die Schulstube noch selber heizen und reinigen. In der Kirche spielte er die Orgel, betete vor und versah den Meßmerdienst.

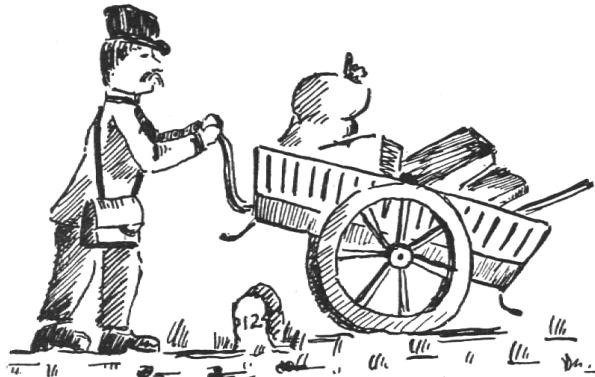
In der Schule brauchten wir meistens Schiefertafel und Griffel, aber auch schon Stahlfedern. Einige schrieben sogar noch mit Gänselfedern. Die Tinte wurde nicht mit einem Fließblatt getrocknet, sondern durch feinen Sand, den man nachher wieder wegwischte.

Auch ein Examen hatten wir im Frühling, welches vor Zeiten sogar in der Kirche gehalten wurde.

Was wir lernten? Nun, hauptsächlich lesen, schreiben und rechnen. Turnen und zeichnen konnten wir selten. Naturkunde, Geschichte und Geographie waren nur Nebenfächer. Die Bücher waren ähnlich wie heute, nur mußten wir sie kaufen. Nur ganz aufgeweckte Kinder gingen nach der 7. Klasse in die Sekundarschule, die andern besuchten nach der Alltagsschule an zwei Vormittagen die Ergänzungsschule. Am Sonntag war Sonntagsschule, in der wir viele Kirchen- und Volkslieder auswendig lernten.

EIN PENSIONIERTER BRIEFTRÄGER ERZÄHLT

»Schon mein Vater war Briefträger in Engelburg. Jeden Tag fuhr er einmal mit seinem Handwägeli nach St. Gallen und holte auf der Hauptpost die Engelburger Postsachen. Wenn auch sein Wägeli nicht schwer beladen war, kehrte er doch oft recht müde zurück. Da war er dann froh, wenn ich ihm beim Postvertragen half.



Damals gab's aber noch keine Kataloge, keine Drucksachen und keine Tageszeitungen. Nur wenige Wunderfitzige kümmerten sich, was in der Welt draußen geschah. Und wie lange mußten sie oft warten, bis ihnen das Wochenblättli etwas von einem Unglück oder von seltenen Ereignissen in der Fremde meldete.

Als dann später die Engelburger eine Postkutsche erhielten, bekam er's leichter. Nun konnte er sein Postwägeli versorgen. Alles wurde nun in die Postkutsche hineingezwängt! Die Reisenden, Postsäcke, Pakete, Beerenkörbli und Kistchen. Was hinten im Kästli keinen Platz fand, wurde auf das Dach hinaufgelegt und mit einer Blache zudeckt. Auf dem roten Wagenpolster hatten vier Fahrgäste Platz. Wollte noch einer mitfahren, durfte er zum Kutschler auf den Bock sitzen. Bei schönem Wetter war das ein begehrter Platz, nicht aber bei schlechtem. Mit der Postkutsche zu fahren war aber kein so großes Vergnügen, wie ihr meint. Man wurde tüchtig gerüttelt und geschüttelt. Fuhr der Postillion ins Dorf ein, blies er in sein Posthörnli. Bei

der alten Post hielt er an. Da stand schon Posthalter Künzli bereit und öffnete die Wagentüre. Die Mitfahrenden streckten ihre steifen Beine und stiegen aus. Nun wurden die Postsachen verlesen und vertragen. Das gab späten Feierabend, wenn ihr bedenkt, daß am Abend die Postkutsche erst um acht Uhr ankam. Oft kam ich erst nachts 11 Uhr nach Hause. Es kam vor, daß ich während des Schuhhausziehens auf dem Ofenbänkli einschlief und erst am Morgen merkte, daß ich die Nacht in der warmen Stube, statt im Bette, zugebracht hatte. Während vielen Jahren mußte ich auch noch am Sonntagvormittag die Postsachen vertragen.

Der Postillion versorgte die Kutsche und fütterte die beiden Rosse. Morgens um 7 Uhr mußte er wieder bereit sein. Am Mittag kehrte er zurück und fuhr nachmittags um 3 Uhr nochmals in die Stadt. Postkutscher zu sein, war ein strenger und oft schwerer Beruf.

Auch wir Briefträger hatten's nicht minder streng. Bei schönem Wetter war es eine Freude, die Post in die Schwendi und Höchi hinauf zu bringen. Bei Sturm und Schneetreiben aber bis ins Erlenholz hinab zu ,boten', war mühsam. Einmal fiel ich in eine ,Wächte' hinein und glaubte, nicht mehr lebend daraus heraus zu kommen. Doch schließlich konnte ich mich wieder befreien und kehrte wohlbehalten — wenn auch mit einiger Verspätung — ins Postbüro zurück.

Aber jetzt habe ich ja ausgedient. Mein Nachfolger hat jüngere Beine und muß nicht so schwer schnaufen, wenn's aufwärts geht.«

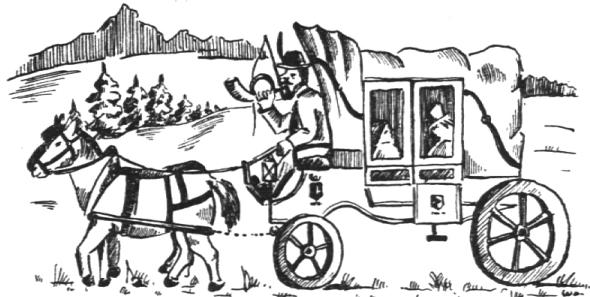
Trara, die Post ist da.

Von weitem hör' ich schon den Ton,
sein Liedchen bläst der Postillion.

Trara, die Post ist da!

*

»Hört ihr Leut' und laßt euch sagen:
Die Glock' hat zehn geschlagen.
Bewahrt das Feuer und auch das Licht,
Daß niemand kein Schaden geschicht.
Lobet Gott, den Herrn!«



So sang früher der Nachtwächter. Abends um zehn Uhr trat er den Rundgang an, morgens um drei Uhr ging er heim. Dann schlief er bis acht Uhr, zuweilen auch bis zwölf, rüstete sich sein Mittagsmahl und unterhielt sich dann ein Stündchen vom Fenster aus über die Gasse mit den Nachbarn, indem er zweimal den Hundekopf seiner Pfeife ausrauchte. Hernach wurde ein wenig gelesen, wieder gewoben und nach dem Kaffee, den der Nachtwächter sich im Tage dreimal braute, legte er sich von sechs bis neun Uhr wieder aufs Ohr.



Er war ein sehr braver Nachtwächter gewesen, das heißt, er hatte die Bürger selten in der Nachtruhe gestört, da er selbst des Nachts gerne schlief, sei es unter einem Baume, auf der Kirchenstiege, neben einem

Hundestall oder sogar auf dem Bänklein des Polizeihäuschens, wo ihm der Landjäger nicht selten um Mitternacht ein Schnäpschen zum Fenster hinausreichte. Alarm hat er zeitlebens nie geschlagen und gewöhnlich erst an der Asche konstatiert, daß hier ein Haus gebrannt hat. Den Nachtgruß sang er wohl, obwohl er nur noch zwei gelbe Zähne im Kiefer trug und kein ordentliches »S« mehr zustande brachte, ungemein lieblich, und ich erinnere mich noch wohl, wie wir drei Geschwister eidiich einander gelobten, den Schlaf im Bette so lange zu verhalten, bis der Nachtwächter sein Lied vor unserem Hause gesungen hätte. (Nach Heinr. Federer.)

»Hört, ihr Herrn, und laßt euch sagen:
Unsre Glock' hat elf geschlagen.
Elf der Jünger blieben treu.
Hilf, daß wir im Tod ohn' Reu!
Lobet Gott, den Herrn!«

VON DER FEUERWEHR

»Was ihr Buben doch alles findet! Wo habt ihr jetzt wieder diesen Lederkübel her?« frug der Vater erstaunt seine zwei Buben. »Im Estrich droben lag er in einer alten Kiste.« »Das ist ein alter Feuereimer,«



belehrte sie der Vater. »Früher gab's eben noch keine Motorspritzen, wie sie heute durch das Dorf rasen, wenn ein Brand gemeldet wird. Heute weiß jeder Feuerwehrmann, was er zu tun hat, wenn das Feuerhorn ertönt. Da stehen die einen bei der Spritze, die andern schrauben die langen Schläuche an und leiten das Wasser zum brennenden Hause. Ein Mann eilt mit einer

großen Schere herbei. Er durchschneidet die elektrischen Drähte, sonst könnten die Feuerwehrleute noch mit dem Strom in Berührung kommen.«

»Aber warum haben denn heute die Feuerwehrmänner keine solchen Kübel mehr?« frug Hans.

»Stell dir einmal eine große Feuersbrunst vor, und denk dich dann in jene Zeit zurück, wo dein Großvater so klein war, wie du heute. Da erscholl auch die Sturmglee und aus allen Häusern sprangen die Männer mit ihren ledernen Feuer-eimern herbei. Sofort bildeten sie wie in der Turnstunde zwei lange Reihen, vom Brunnen bis zum brennenden Haus. Der erste füllte seinen Kübel und reichte ihn dem zweiten, dieser dem dritten. Der letzte warf das Wasser ins Feuer. Jetzt wanderte der Eimer durch die andere Männerreihe wieder zum Brunnen zurück. Im Jahre 1889 wurde dann eine Handpumpe angeschafft, und die Feuereimer wurden nur noch selten gebraucht.«

FEUERWEHRORDNUNG DER GEMEINDE GAISERWALD AUS DEM JAHRE 1883

Der Feuerwehrkommandant leitet die Feuerwehr bei einem Brande. Er sorgt für die Hilfeabsendung bei einem Brande außerhalb der Gemeinde. Er sorgt bei einem Brande für sofortige Absendung eines Reiters nach St. Josephen um Hilfeleistung. Seinen Standort bei einem Brande wird er des Tages mit einer Fahne, des Nachts mit einem Lichte bezeichnen.

Der Spritzenmeister sorgt für guten Unterhalt der Spritze.

Die Brunnenmeister verzeigen die Plätze, wo das Wasser geschöpft werden kann, schwellen die Bäche und sind überhaupt für ununterbrochene Beischaffung genug-samen Wassers besorgt.

Die Wachtmannschaft erscheint in Uniform, Kaput und Käppi und mit Bewaffnung.

Die Feuerläufer oder Feuerreiter sind verpflichtet, bei einem Brande hier oder auswärts Feuerwehrdienst zu versehen.

Fahrleute, welche Pferde an die Spritze zu stellen haben, sollen bei einem Brandfall sofort die Pferde anschirren und zum Spritzenhaus bringen.

Die Aufseher über die Flüchter bestimmen die Gebäude oder die Plätze, wo die geflüchteten Gegenstände hingebracht werden können. Sie beobachten den Wind, damit, wenn er sich kehrt, sie einen andern Platz wählen.

Die Haken- und Leitermannschaft bringt Haken und Leitern auf den Brandplatz.

Zimmerleute und Maurer vollziehen das Niederreißen von Gebäuden.

Die Pumper haben beim Pumpen ein richtiges Tempo einzuhalten und die Druckstangen stets ganz herabzudrücken.

ABGEBRANNTES GEBÄUDE IN ENGELBURG

Die alte Schmiede unter dem Rößli. — Haus und Scheune in der Rüti. — Gehöft von Herrn Nagel, Lindenwies. — Wohnhaus in Unterhalden (heute Herrn Frauenknecht gehörend). — Haus und Scheune in Unterhalden (Edelmann). — Gehöft in Breitschachen. — Wirtschaft zum Kreuz (heute Landjägerhaus). — Haus und Schmiede im Städeli. — Bäckerei und Wirtschaft zum Löwen, Schönbüel. — Lässerhof. — Haus im Erlenholz. — Scheune im Locherhof. — Gehöft auf Schnat.

DER ÖFFENTLICHE AUSRUFER

»Grüß Gott! So, bringt der Weibel das Mitteilungsblatt?« »Muß wohl! Seit wir keinen öffentlichen Ausruber mehr haben, würden ja die Bürger das Wissenswerte aus unserer Gemeinde nicht mehr inne ohne dieses Gemeindeblättli.« »Wie war's denn früher mit dem Ausruber?« möchte Hans wissen. »Habe ich dir das noch nie erzählt?« frägt der Großvater. »So höre:

Dringende Bekanntmachungen wurden damals durch den Ausruber besorgt. Breitspurig stand nach dem Gottesdienst am Sonntagvormittag der Weibel oder der Lehrer in der Vorhalle der Kirche und rief mit lauter Stimme auf den Kirchplatz hinaus:

„Es wird hiermit bekannt gemacht, daß am nächsten Donnerstag, den 2. Hornung 1878, nachmittags 2 Uhr, beim Gasthof zur »Rose« allhier, folgende Gegenstände öffentlich versteigert und den Meistbietenden gegen bar zugeschlagen werden:

Ein Pflug, eine Partie hölzerne Gabeln und Rechen, ein Roßgeschirr mit Schellen, vier lederne Feuerkübel, drei Kupferpfannen, zwei Kupfergelten, zwei Wassergetzi, ein Mostkrug, drei Weinkannen, ein Posten Zinngeschirr, ein irdener Ankenhafen, eine Backmulde, ein Sekretair, ein Tisch mit Schieferplatte, vier Stabellen, eine Kommode, zwei Spinnräder, ein Fliegenglas, ein Wetterglas, eine Schwarzwälderuhr, ein fast neuer Photographieapparat, zwei Brillen, eine Nähmaschine, zwei Petrollampen, eine Reistasche, zwei Himmelbetten, eine Hausorgel, eine geschnitzte Wiege, ein Kinderwagen mit Deichsel, ein schön bemalter Kasten, drei Kerzenstöcke und vier Öllämpli. Um gütigen Zuspruch bittet: Der Gemeinderat von Gaiseralwald.“

(Nach S. J. W.-Heft.)

EIN BAUERNHAUS VOR 200 JAHREN

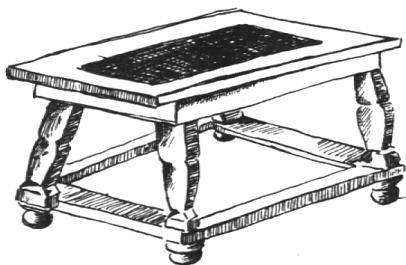
In alter Zeit sah ein Bauernhaus gar einfach aus. Durch die Haustüre trat man gerade in die Küche. Dichter Rauch erfüllte den düsteren Raum, und suchte durch Türen und Spalten zu entweichen. Das Dach war mit Brettern oder Stroh bedeckt. Ein Kamin war noch nicht vorhanden. Ein hölzerner Schieber ersetzte das Küchenfenster; bei Nacht wurde er geschlossen. Gern verließ die Frau den ungemütlichen Ort, um dem Bauer in Scheune und Feld zu helfen. Zur Mahlzeit und nach Feierabend

versammelten sich die Hausgenossen in der Stube, deren Decke so niedrig war, daß ein großer Mann kaum aufrecht darin stehen konnte. Die Wände waren vom Rauch ge-



schwärzt und ohne Bilderschmuck. Das Sonnenlicht drang etwas trübe durch die runden Butzenscheiben, die aus dickem, rundlichem Glas bestanden. Zerbrach ein Scheibchen, so konnte man freilich nicht gleich zum Glaser laufen. Man verklebte das zerbrochene Stück mit Papier und wartete, bis ein wandernder Glaser durchs Dorf zog und den Schaden ausbesserte. Angenehm war es im Winter in der Bauernstube. Im Kachelofen prasselte ein Feuer. Gemütlich saßen die Leute um den Tisch, der eine Schieferplatte und Fußbretter hatte. Bänke an den Wänden und Stabellen dienten zum Sitzen. An Backtagen lag auf der Ofenbank die Backmulde, in welcher Mehl und Sauerteig zum Backen bereit waren. Klagte ein Bub über Zahnschmerzen oder einen abscheulichen Husten, so hieß es nur: »Leg dich aufs Chostbänkli!« Dieses Bänkli war jeden Abend belagert. Wenn draußen der kalte Wind pfiff, wollten die Kinder einfach nicht ins Bett. Sie hockten

auf dem schmalen Trepplein, das hinter dem Ofen in die Kammern hinauf führte. Endlich hob ein Mutiger die Falltür. Die jüngern Geschwister nahmen aus dem Ofen den Steinsack. Diese mit »Chriesisteinen« gefüllten Leinensäcke verbreiteten im eiskalten Himmelbett eine wohlige Wärme. Die Decken waren mit Laub gefüllt.

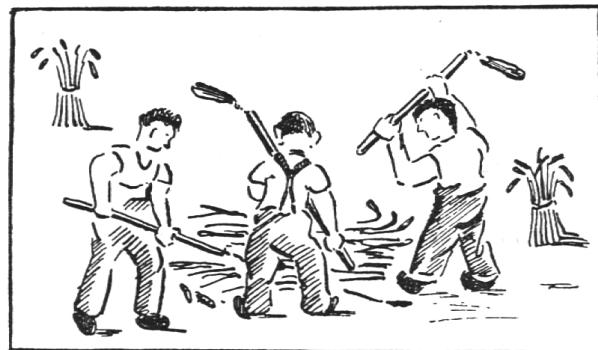


VON ALTER BAUERNARBEIT

Vor hundert und mehr Jahren gehörten zu einem rechten Bauernhof nicht nur Wiesen und Wälder, sondern auch sehr viele Äcker. Im Frühling glänzten dort die schwefelgelben Flächen der Ölsaaten, Lewat hießen die Pflanzen, die da wuchsen. Daneben prangten tiefrote Mohnfelder, die ebenfalls Öl lieferten. Besonders schön waren gegen den Sommer die Kornfelder, in denen mannshoher Roggen reife, goldgelber Weizen oder blaugrüner Hafer. Zur Zeit der Ernte aber arbeiteten überall die Schnitter und Schnitterinnen mit Sichel und Sense. An Regentagen und im Winter tönte überall in den Bauernhöfen das taktmäßige Geklapper der Dreschflegel. Kurz nach der Ernte zog der Bauer mit dem Pflug durch die Stoppeläcker und pflanzte weiße Rüben an, die vor dem Einbruch des Winters noch eingehainst werden mußten. So schenkte der Boden im gleichen Jahre oft zweimal Frucht. Das Korn aber wurde zur Mühle gebracht. Jedes Dorf, ja jeder Weiler hatte eine solche. An der Sitter trifft man in alten Gebäuden noch da und dort Überreste von ehemaligen Mühlen (Spisegg, Erlenholz usw.). Als dann die elektrische Kraft aufkam, war man nicht mehr auf die Bäche angewiesen. Da konn-

ten die Mühlen sogar in die Nähe der Bahnhöfe gebaut werden. Jetzt führen meist mächtige Lastautos die vollen Mehlsäcke hoch aufgeschichtet in die Mehlhandlungen und in die Bäckereien.

DRESCHEN MIT DRESCHFLEGELN



Neben den Ölsaattäckern und Kornäckern lagen einst auch Hanffelder und Flachselder. Die sind heute fast ganz verschwunden und mit ihnen die »Hanfrätsche«, die »Flachshechel« und die »Hanfribi«. Das Spinnrad aber findet man höchstens noch als altertümliches Schmuckstück in Stuben und Kammern. Der Webstuhl, an welchem die Frauen und Töchter zur Winterszeit die Leinwand für Wäsche, Kleider und Säcke herstellten, ist fast ganz aus den Häusern verschwunden.

Wie traurlich war es damals in der warmen Stube, wenn die Familie emsig damit beschäftigt war, den selbst gepflanzten und geernteten Segen der Felder zu verarbeiten, wenn die Spinnräder surrten und der Webstuhl den Takt dazu schlug. Die Leute hatten damals noch keine elektrischen Lampen, kein Radio und keine Bananen — sie kannten aber auch keine Arbeitslosigkeit.

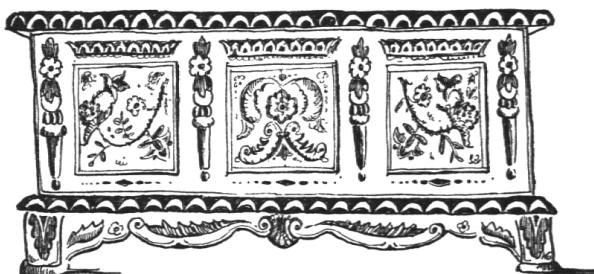
EIN ALTER TROG

Als Hans im Estrich droben seine Schlittschuhe suchte, sah er an der Wand einen uralten, morschen Trog stehen.

»Das war früher unser Stücklitrog«, erklärte ihm der Großvater. »Im Winter

mußten wir nach dem Nachtessen jeweils noch etwa eine Stunde lang Apfelstückli schneiden. Meistens wurde dazu laut das Abendgebet gesprochen. Hernach ging's dann ans Plaudern. Zuvor schon hatte der Vater die aus Holzstäben gezimmerten Roste hergerichtet. Die Mutter legte die Schnitze schön ausgerichtet auf den Rost, der dann in den geheizten Ofen geschoben wurde. Bald war das ganze Haus von einem feinen Wohlgeruch erfüllt. Wenn's zu »bräsele« anfing, war's höchste Zeit, die Stückli zu kehren oder herauszunehmen. Hernach wanderten die steinharten Apfelstückli in den Schnitztrog als Vorrat für den Winter oder für teure Zeiten.

Damals hatten wir das ganze Jahr Selbstversorgung. Wir pflanzten alle Nahrungs-



mittel selber und kauften nur selten etwas im Laden. Da begreift ihr, daß unser Essen nicht so abwechslungsreich war wie heute. Habermus und Brot, Kraut und Schnitze waren die Hauptspeisen. Teigwaren und Reis waren kaum bekannt. Fleisch kam selten auf den Tisch. Von Schleckwaren wußten wir noch nichts, dafür hatten wir aber auch fast keine faulen Zähne. Die Suppe tranken wir aus den Schüsseln. Löffel und Gabeln waren Dinge für die Reichen. Die Speisen wurden in einer großen Schüssel oder Platte auf den Tisch gestellt, und dann aßen alle daraus.«

DAS MISSJAHR 1816

»Nun regnet's schon fünf Wochen lang fast jeden Tag. Einen so regnerischen Sommer wie heuer, im Jahre 1948, hat's wohl noch nie gegeben«, klagte die Mutter. »Da

steht gerade in der Zeitung, daß auch das Jahr 1816 ein nasses Jahr war«, erklärte der Vater. »Hört nur, was da geschrieben steht:

Schnee fiel während allen Monaten des Jahres. Heftige Gewitter mit Hagelschlag zogen über unser Land und erzeugten Hochwasser. Ende September waren die Kornfelder noch so grün, wie sonst im Juli. Früh trat der Herbst und der Winter ein, so daß das Gemüse, das Obst, die Erbsen und die Bohnen nicht reif wurden. Kartoffeläcker gab es damals noch wenige.

Dazu kam eine große Arbeitsnot und Verdienstlosigkeit. Die Preise stiegen mächtig in die Höhe, und die Löhne wurden immer kleiner. Manche verdienten in einer Woche nicht so viel, um einen Einpfunder kaufen zu können. Bettler zogen von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf und dankten demütig für ein paar Löffel Suppe oder einen Bissen Brot. Die Goßauer stellten Wächter auf, um auswärtige Bettler fernzuhalten.

In dieser Zeit lernten die Leute wieder beten: Gib uns heute unser tägliches Brot! Ein Handwerksbursche erzählte aus dem Rheintal:

Ich kam in eine Stube. Die Mutter schöpfte eben den drei Kindern aus einem Becken gesotenes Gras auf den Tisch hinaus. Das Gras war halb gekocht und mit wenig Salz gewürzt. Stumpfsinnig sah die

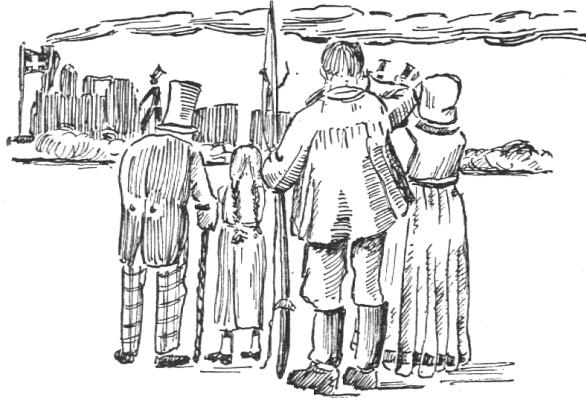


Mutter zu; die Buben aber aßen die nasen, rauchenden Kräuter, die sie selbst hatten suchen müssen und die ihnen nun löt-

felweise auf den Tisch vorgeschüttet wurden. Knochenbrühe, Kuttelwasser und gekochtes Blut, ganz besonders aber Hunde und Katzen galten als Leckerbissen.«

DAS ERSTE DAMPFROSS

Im Vorfrühling 1856 lebten die St. Gallen in großer Spannung. Die Eisenbahn rückte immer näher. Im Herbst des Vorjahres war sie schon bis Flawil gefahren,



und Mitte Februar hatte sie schon Winkeln erreicht. Am Ostermontag 1856 dampfte endlich der erste Eisenbahnzug in St. Gallen ein. Das war ein Ereignis. Wer Beine hatte, der wollte das Ungetüm selber sehen, das da ohne Ochs und Roß nicht bloß einen Leiterwagen, sondern eine ganze Reihe schwarzer »Trückli« mit vielen kleinen Fensterchen vorwärts schleppete, ohne Hü und Hott.

Die folgende Erzählung könnte euer Ur-großvater aufgeschrieben haben:

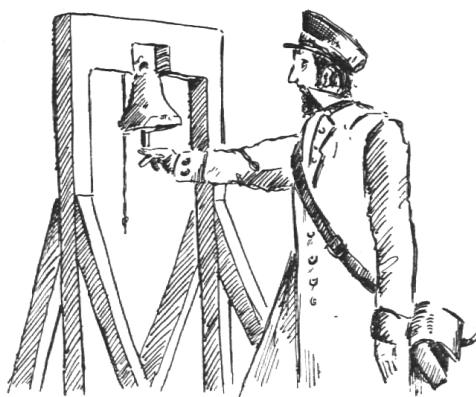
Eines Tages rückten auch wir in St. Gallen ein, um den schwarzen Choli zu sehen. Grad kam er von Winkeln her. Eine lange Rauchfahne ließ er hinter sich zurück und den glänzenden Schienenstrang. Sicher aus lauter Freude, daß wir auch da waren, ließ er einen schrillen Pfiff ertönen. Dann hielt er an.

»St. Gallen! Alles aussteigen!« rief der Kondukteur in die Wagen hinein. Lachend und scherzend stiegen die Fahrgäste aus.

Wir Jungen hätten am liebsten das Dampfross bestiegen; denn da gab's Wun-

derdinge zu schauen. Der Lokomotivführer erklärte uns ein paar Hebel und Griffe. Und der Heizer schloß uns den eisernen, gepanzerten Bauch des Cholis auf. Herrschaft, war das eine Hitze, die da heraus kam! Rasch warf er mit sicherem Griff ein paar Schaufeln schwarze Kohlen ins glühende Feuermeer und schloß wieder den hungrigen Rachen. Pechschwarz stieg die Rauchsäule zum Himmel. Hätten wir einige Erdäpfel bereit gehabt, wahrlich, die wären da bald gebraten!

Nach einer halben Stunde hieß es: »Winkeln-Goßau-Flawil-Wil. Einsteigen!« Wer am Bahnschalter ein Billet erworben hatte, schwang sich aufs Trittbrett, und hineinging's in die neue Kutsche. Der Zugführer pfiff. Sapperlott, der Choli ließ einen fröhnen Gögger los, grad wie ein Gaul, der zum ersten Mal Militärmusik hört. Auf dem Dampfross hantierte der Mann am Hebel. Schnaubend schoß rechts und links aus dem Ungetüm weißer Dampf auf. Der Choli fing an zu husten. Stoßweise pustete er schwarze Rauchwolken durch seinen langen Hals ins Freie. War das ein Spaß! Langsam und sicher setzten sich die Räder in Bewegung, und wahrhaftig, der ganze Zug kam ins Rollen, immer rascher und rascher. Schon war er zum Bahnhof hin-



aus, und bereits ging's gegen Winkeln zu. Wir schauten dem Ding noch lange nach.

Neben mir stand ein Fuhrmann in der blauen Bluse. Er wischte sich mit der breiten Hand ein paar Tränen aus den Augen

und sagte zu seiner Frau: »So, jetzt kann ich meine Rosse verkaufen. Die Stadtherren lassen ihre Waren durch die Eisenbahn führen.«

Und ein buckliges Männchen flüsterte seiner Tochter zu: »Das geht nicht mit



rechten Dingen zu, das bringt Unglück, Krieg, Mord und Tod. Die Welt wird und muß untergehen, und das bald. Du meine Güte.« »Ja, ja, ich möchte auch nicht an der Eisenbahn daheim sein wie unser Vetter in Winkeln. Dem zündet die Lokomotive gewiß noch die Scheune an. Und auf dem Acker längs der Eisenbahn kann er kein Korn mehr pflanzen; das fängt an zu brennen, wenn im Sommer die Höllenmaschine Funken wirft.«

»Ja, nu, fahr' meinewegen mit der Eisenbahn, wer will«, brummte das Männlein weiter, »ich setz' mich nie hinein; ich will nicht noch in meinen alten Tagen ins Narrenhaus kommen. Das Laufen ist gesund; aber das Eisenbahnfahren macht krank und verrückt, behauptet unser Herr Doktor! 's ist immer wahr, was er sagt«, murmelte das Männlein vor sich hin und humpelte an seinem Knotenstock davon.

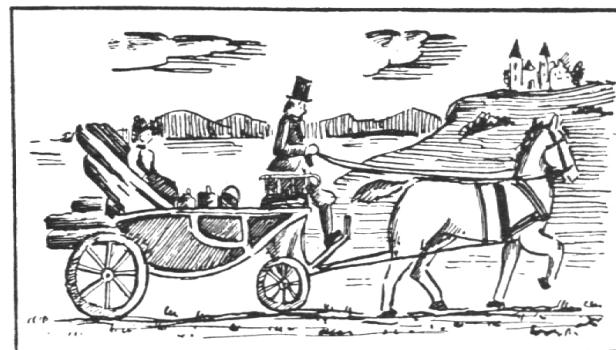
Einst fuhr der Engelburger Kaminfeger auf seinem Hochrad nach Häggenschwil hinab. Da begegnete ihm in einem Walde ein altes Fraueli, welches seinen Lebtag noch nie ein Velo gesehen hatte. Es erschrak heftig und glaubte nichts anderes,

als der Schwarze, welcher auf einem solchen Vehikel daher kam, wäre der leibhafte Teufel. Um ihn abzuwenden, bekreuzte es sich schnell. Doch lachend rief ihm der



Radfahrer zu: »No kei Angscht, guets Fräuli, i bi bloß de Engelburger Chämfeger!«

Eines Tages trug Liseli dem Großvater die große Neuigkeit zu: »Herr Doktor Moser fährt in einem neuen, ganz „gspässigen“ Auto!« »Ich hab's auch gesehen«, erklärte der Großvater. »Ein Jeep soll das sein, und die Leute erzählen, man könne damit selbst im Winter in die Schwendi hinauf fahren. Ob das stimmt, kann ich nicht sagen. Wie sich doch die Zeiten ändern! Früher hat-



ten's die Ärzte noch nicht so pressant wie heute. Man berichtete aber auch nicht wegen jeder Kleinigkeit dem Herrn Doktor. Als ich noch ein Bub war, hatten die Engelburger noch keinen eigenen Arzt. Da kam jede Woche zweimal Doktor Eberli von St. Josefen mit seinem Wägeli oder seiner Kutsche in unser Dorf gefahren und

hielt im ‚Hirschen‘ Sprechstunde. Etwas später ließ sich dann ein junger Arzt in der ‚Alten Post‘ nieder. Vor etwa 50 Jahren zog dann Herr Doktor Trolliet in unser Dorf. Wurde er zu einem Kranken gerufen, sattelte er sein Pferd und machte sich hoch zu Roß auf den Weg.

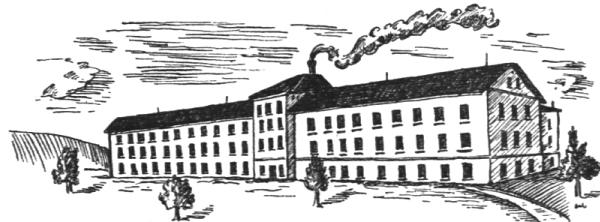
Zu jener Zeit sah ich als zwanzigjähriger Bursche das erste Auto in meinem Leben. Es gehörte einem St. Galler Arzt, welcher in Engelburg einen Krankenbesuch machte. Wer laufen konnte, sprang auf die Straße, um diesen ‚Teufelskarren‘ zu sehen. Wir konnten's fast nicht glauben, daß diese ‚Kiste‘ vorwärts kam, ohne von Rossen gezogen zu werden. ‚Benzinfresser‘ nannten wir dieses Vehikel.

Viele Jahre später kaufte dann aber Herr Doktor Trolliet auch noch ein Auto, um rascher zu seinen Patienten zu kommen. Im Winter blieb er allerdings etwa im Schnee stecken. Ich bin ihm mehr als einmal mit einer Schaufel zu Hilfe geeilt, um sein Auto aus einer Wächte herauszuschauflern. So begreife ich gut, daß Herr Doktor Moser einen Jeep anschaffte, um im Winter besser vorwärts zu kommen.«

DIE STICKEREI

Die ersten Stickereien wurden im Appenzellerland hergestellt. Geschickte Zeichner entwarfen Blätter, Blüten und allerlei kunstvolle Verzierungen. Nun spannten die Stickerinnen ihre Stoffe in besondere Rahmen und fuhren mit feinen Fäden in kunstvollen Stichen den Zeichnungen nach. Es gab Stücke, an denen eine Stickerin monatelang zu arbeiten hatte. Hübsche Arbeiten wurden mit schwerem Gelde bezahlt. So kam es vor, daß ein einziges Nastüchlein mehrere hundert Franken einbrachte. — Das brauchte aber schon eine gar vornehme Nase für ein solches Tüchlein... Weil die Stickereien gut verkauft werden konnten, kamen unternehmende Männer auf den Gedanken, man sollte sie auch mit

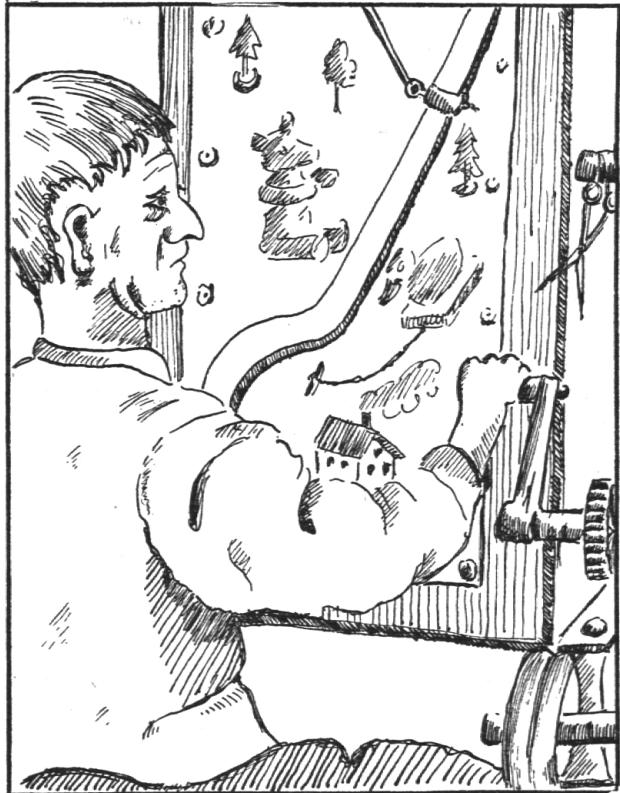
der Maschine herstellen können. Sie studierten nach, zeichneten und probierten, bis endlich eine solche Stickmaschine fix und fertig dastand. Das war ein rechtes Wunderding. Mehrere hundert Nadeln wurden durch einen einzigen Sticker in Bewegung gesetzt. So viele Nadeln in der Maschine steckten, so viele Blümchen oder Blättchen entstanden miteinander auf dem Stoffe. Immer mehr solche Maschinen wurden erbaut und aufgestellt. In dieser Zeit wurden in Engelburg vier Stickfabriken erbaut: Eine im Unterdorf, zwei auf Schönbüel und eine kleine im Oberdorf. Damals kam auch Herr Gätzi als junger Mann in unser Dorf, welcher dann später die Stickfabrik Tannenberg kaufte, wo hundert Handstickmaschinen in Betrieb standen. — Aus dem Rheintal, aus dem Kanton Aargau, Luzern und Bern übersiedelten viele Familien nach Engelburg und fanden in der Stickerei guten Verdienst. Neue Wohnhäuser mußten erstellt werden. Das brachte den Handwerkern Arbeit in Hülle und Fülle. Es war die Zeit, wo unser Dorf immer mehr Leute zählte und sich rasch vergrößerte.



Dann fingen Arbeiter an, daheim zu sticken. Sie ließen an ihr Haus ein Sticklokal anbauen oder stellten im untern Stockwerk ihres Hauses eine Stickmaschine auf. Viele von diesen »Heimarbeitern« waren zugleich Bauern. Sie hatten noch Äcker und Wiesen und hielten Vieh. So gab es landauf und -ab solche »Stickheimetli«, wo Eltern und Kinder immer voll auf zu tun hatten. Denn auch die Kinder konnten mancherlei helfen beim »Einfädeln« und »Ausschneiden«. Das brachte viel Verdienst, und die Sticker hatten gute

Zeiten. Zu diesen Stickereileuten gehörten aber nicht nur die Sticker. Da waren noch die Entwerfer, die neue Stickmuster ausdachten, die Zeichner, die für die Sticker

an den richtigen Ort kamen, nach Amerika, nach England, nach Spanien, ja sogar nach Indien und Australien. Dort wohnten auch St. Galler Kaufleute, welche die Stickereien verkauften.



Handsticker an der Arbeit

die Entwürfe auszeichneten, die Näherinnen, die Stickereikleider nähten, die Nachstickerrinnen, welche die Stickfehler ausbesserten, und noch viele andere Arbeiter und Arbeiterinnen. Zu den Stickereileuten gehörten auch Tausende von Angestellten, die auf den Büros schrieben und rechneten, und es gehörten dazu auch die Kaufleute, die dafür sorgten, daß die Stickereien abgekauft wurden. Fast alles, was im Rheintal, im Appenzellerland, im Toggenburg, im Fürstenland und Thurgau von fleißigen Händen hergestellt wurde, kam in die großen Geschäftshäuser nach St. Gallen. Dort richteten geschickte Arbeiterinnen die Stickereien fein her und verpackten sie sorgfältig. Tag für Tag fuhren die Geschäftswagen mit Kisten hochbeladen auf den Güterbahnhof. Besondere Angestellte sorgten dafür, daß die kostbaren Ladungen

In den Fabriken, wo die Stickmaschinen gebaut wurden, suchte man, diese immer mehr zu verbessern. Die Sticker hatten zwar keine Freude an den neuen Maschinen, denn diese konnten nur in den Fabriken aufgestellt werden. Auch waren immer weniger Leute zur Bedienung notwendig. Die Maschinen schieben eben die Handarbeit auf die Seite. Heute werden allerdings keine neuen Maschinen mehr gebaut. Die Stickereien sind aus der Mode gekommen, sagen die Frauen in aller Welt. Besonders nach dem ersten Weltkriege wurden viele Sticker und Stickrinnen arbeitslos. Viele tausend Stickmaschinen wurden abgebrochen und ins Alteisen geworfen. Nur in wenigen Lokalen ertönte noch das Klick-Klack der Handstickmaschinen. Mit Wehmut dachten die Sticker an jene Zeiten zurück, wo sie mit ihren Goldstücklein und Fünflibern im Sacke klimpern konnten. Einige fanden in der Stadt in einer Fabrik oder in einem Büro wieder Arbeit. Andere gingen als Holzer in den Wald oder schafften als Handlanger auf einem Bau. Viele errichteten eine Geflügelfarm oder erlernten einen andern Beruf. Von den vier Stickfabriken in unserem Dorfe steht heute nur noch *eine* im Betrieb: Die Stickfabrik Gätzi, wo heute noch mehrere Frauen und Männer Arbeit und Verdienst finden. Die Stickfabrikanten aber lassen den Mut nicht sinken. Sie erklären: Es wird schon wieder eine Zeit kommen, wo Stickereien gekauft werden!

KINDERLEND

Ich bin nun schon zwölf Jahre alt
und noch so schwach und klein;
die Wangen bleich, die Lippen blau,
wie könnt' es anders sein?

Noch zählte ich acht Sommer kaum,
mußt' ich verdienen geh'n,
mußt' dort in dem Maschinenhaus
stets auf die Spindeln seh'n.

Stand da gebannet Jahr und Tag
und Tag' und Nächte gleich;
drum welken mir die Lippen blau
und meine Wangen bleich.

Durft nimmer mich der Blumen freu'n,
nicht trinken Sonnenschein.

Drum schwellen meine Knie auf,
und ich bin schwach und klein.

Der Vater geht zur Schenke hin,
die Mutter kocht Kaffee.
Ich aber muß verdienen geh'n,
und ist mir doch so weh.

Ein zwölfjähriger Schüler erzählt in
einem Aufsatz:

»Sobald ich am Morgen aufgestanden
bin, so muß ich in den Keller hinabsteigen,
um zu fädeln. Es ist dann etwa halb sechs
Uhr. Dann muß ich bis sieben Uhr fädeln,
bis es Zeit zur Schule ist. Ein Viertel vor
acht Uhr gehe ich zur Schule. Wenn diese
um elf Uhr beendigt ist, gehe ich schnell
nach Hause und muß wieder fädeln bis
zwölf Uhr. Dann kann ich das Mittagessen
genießen, und muß nachher wieder fädeln
bis ein Viertel vor ein Uhr. Dann gehe ich
wieder zur Schule, um viel Nützliches zu
lernen. Wenn diese um vier Uhr beendigt
ist, so gehe ich wieder mit meinen Kameraden
auf den Heimweg. Wenn ich heimkomme,
muß ich wieder fädeln, bis es dunkel wird,
und dann kann ich das Abendessen einnehmen.

Nach dem Essen muß ich wieder fädeln
bis um 10 Uhr; manchmal, wenn die Arbeit
pressant ist, so muß ich bis um 11 Uhr
fädeln im Keller. Nachher sage ich meinen
Eltern gute Nacht und gehe ins Bett.

So geht es alle Tage.«

Jetzt ist die Zeit und Stunde da,
Wir reisen nach Amerika!

Der Wagen steht schon vor der Tür.
Mit Weib und Kindern reisen wir!

Jetzt ist die Zeit und Stunde da,
Wir reisen nach Amerika!
Die Rosse sind schon eingespannt,
Wir ziehen in ein fremdes Land.

Und kommen wir in Havre an,
Wir zieh'n in unser Schiff hinan;
Wir fürchten keinen Wasserfall
Und denken: Gott ist überall.

Jetzt kehren wir in Neuyork ein,
Und kehren bei dem Rößli ein.
Wir trinken einen Halben Wein
Und lassen Deutschland Deutschland
sein!

Und kommen wir nach Wohlgemut,
Wir heben unsre Händ' zu Gott.
Wir rufen laut: Viktoria,
Jetzt sind wir in Amerika!

In Krisenzeiten, wo die Sticker einfach
keine Arbeit finden konnten, wanderten
viele Engelburger nach Amerika aus.

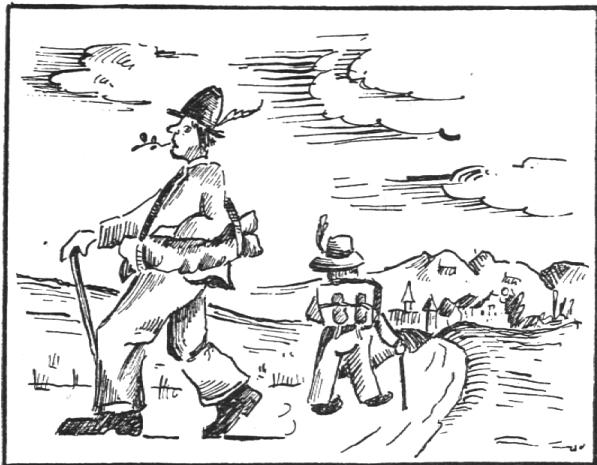
Heute kehrt der einte und andere von
ihnen für einige Wochen wieder in seine
alte Heimat zurück und erzählt von seinen
guten oder schlimmen Erfahrungen von
ennet dem Meere. Gibt das ein frohes Wie-
dersehen nach so vielen Jahren der Tren-
nung!



WAS EIN ALTER SCHUHMACHER ZU ERZÄHLEN WEISS

In einem verlotterten Häuschen hat ein
Schuster seine kleine Werkstatt. Schon fast
50 Jahre arbeitet er darin. Er klopft das

Leder, näht mit Pechdraht und schlägt Nägel ein. Auf dem Boden stehen Schuhe mit durchlöcherten Sohlen und schräg getretenen Absätzen. Auf dem Arbeitstisch beim Fenster liegen Hammer und Ahle und verschiedene Sorten Nägel. In einer Ecke lehnen zwei Rollen Leder. Die Buben des Dorfes haben den alten Schuhmacher gern. Hie und da sitzt einer zu ihm in die Werkstatt und hört ihm zu, was er von früheren Zeiten erzählt:



»Als ich ein junger Kerl war und meine Lehrzeit hinter mir hatte, packte ich mein Bündel und zog auf die ‚Walz‘. In Wien war ich, in Berlin und Hamburg, ja sogar nach Paris bin ich gekommen, und zwar — wohlverstanden — fast alles zu Fuß. Das war so Brauch bei uns Handwerksgesellen. Es konnte einer kein rechter Meister werden, wenn er nicht fremdes Brot gegessen hatte. Wie manches Paar Schuhe habe ich doch auf meiner Wanderschaft durchgegangen! Bei den Schustermeistern frug ich um Arbeit. Stellte mich einer ein, arbeitete ich einige Wochen oder Monate bei ihm. Wenn aber im Frühling die Vögel pfiffen, ergriff mich die Wanderlust. Schnell wickelte ich meine wenigen Habseligkeiten in das Felleisen (Wachstuch) und zog weiter. Am Abend kehrte ich in einer Handwerksburschenherberge ein und übernachtete hier. Da gings oft lustig zu und her, wenn wir einander neckten:

Wie machet 's denn die Zimmerlüt? Und
eso machet sie's:

Sie hauet ab en chline Spon — und
heuschet denn en große Lohn.

Wie machet 's denn die Murerlüt? Un
eso machet sie's:

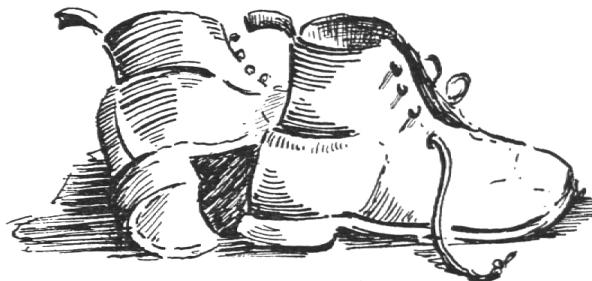
Der Murer, de schlot Dreck is Loch —
un trefft ers nöd, so tätscht es doch.

Wie machet 's denn die Schuesterlüt?
Un eso machet sie's:

Sie chlopfet 's Leder uf em Stei
und nänd keis einzigs Bitzeli hei.

Nach langer Wanderschaft kehrte ich als Schuhmachermeister nach Hause zurück und übernahm des Vaters Geschäft. An Arbeit fehlte es mir nicht.

Im Herbst und Winter ging ich zu den Bauern auf die Stör. In aller Frühe machte ich mich mit dem Dreifuß unter dem Arm,



mit der Lederzange und dem Werkzeugkasten auf dem Rücken, auf den Weg. In der Bauernstube, worin ich nun meine Werkstatt aufschlug, lag das Leder, welches die Bauern selber kauften, schon bereit. ‚Händ er scho z'Morge gha? Trinket au no es Beckeli mit üs!‘ Nach dem Morgenessen wurde sofort mit der Arbeit begonnen. Schadhafte Schuhe wurden ausgebessert und neue nach Maß angefertigt. Es dauerte oft mehrere Tage, bis ich alle Wünsche erfüllt hatte und ein Haus weiterziehen konnte.

Seit aber die großen Fabriken gebaut worden sind, mit den ausgeklügelten Maschinen, habe ich meine Hauskundschaft verloren. Doch ich will nicht klagen. Ich verdiene mein tägliches Brot. So wie uns

Schuhmachern ist es auch den Schreinern ergangen, den Schlossern, den Schmieden, ja fast allen Handwerkern. Viele Dinge, die früher am Amboß und an der Hobelbank von Hand hergestellt wurden, fabrizieren jetzt die Maschinen in großer Zahl. Es ist unglaublich, was eine Maschine fertig bringt. Ich habe einmal eine gesehen, welche die Arbeit von 50 Männern leistete. Ob das gut ist? Aber zum Glück können die Maschinen doch nicht alle Arbeit wegfräsen. Vieles muß auch jetzt noch von Hand getan werden. Und einen tüchtigen Handwerker wird auch heute noch jedermann achten und schätzen.«

HÄTTERNSTEG UND SPISEGGBRÜCKE

»Es sind noch keine zwei Minuten her, seit das Postauto abgefahren ist«, erklärt der Posthalter dem Vater Osterwalder. »Warten wir jetzt anderthalb Stunden, bis das nächste Postauto fährt, oder gehen wir heute nicht mehr in die Stadt?« schluchzt Paul. »Keines von beiden! Jetzt laufen wir halt über den Rosenberg, dann sind wir in einer Stunde auch auf dem Bahnhof in St. Gallen.« »Das ist aber weit! Ich möchte lieber fahren«, wendet Paul ein. »Schäme dich, als junger, gesunder Bub so zu reden! Als ich noch ein Bub war, gab's überhaupt noch kein Postauto. Wohl fuhr jeden Tag zweimal die gelbe Postkutsche von der ‚alten Post‘ weg nach St. Gallen, aber da mitzufahren, war für uns Buben zu teuer. Da hieß es: Laufen! Wie oft rannten wir doch in den ‚Teller‘ hinab, über den alten Hätternsteg und den Rosenberg hinauf.« »In den ‚Teller‘ hinab? Über den alten Hätternsteg?« wiederholt Paul ungläubig.

»Ja, damals bestand eben der jetzige Hätternsteg noch nicht. Unterhalb der Wirtschaft zum Rößli schwenkten wir links ab, gegen den ‚Teller‘ hinab, wo damals noch gewirtet wurde. Weiter ging's gegen die Rüti hinab, den Abhang hinunter, der Sitte zu. Im Bachbett liegt heute noch der

Stein, welcher den alten, wackeligen Holzsteg in der Mitte stützte. Den Steg aber hat es bei einem Hochwasser weggerissen und fortgeschwemmt. Er war nicht der einzige, der in den Fluten verschwand. Wohl ein Dutzend Stege sind im Laufe der Jahre vom reißenden Bache weggerissen worden, einst gar einer mitsamt einem Maler, welcher gerade den Steg überschreiten wollte. Später hat man dann ein Stück weiter oben einen starken Eisensteg errichtet und den heutigen Hätternweg erbaut.«



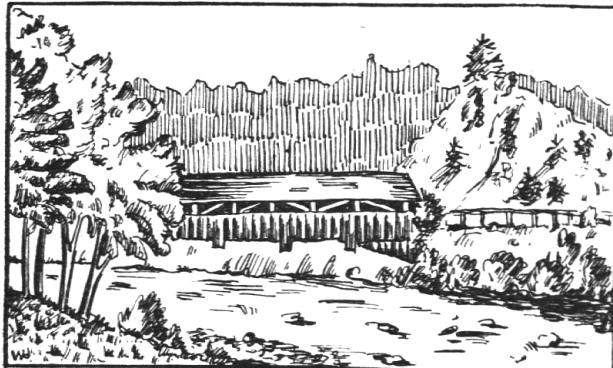
»Fuhr denn die Postkutsche auch zum Hätternsteg hinab?« wollte Paul wissen. »Nein. Sie fuhr auf der jetzt schon mehr als hundert Jahre alten Straße in die Spisegg hinunter. Auch diese Brücke stand frü-



her etwas weiter unten und wurde mehrmals fortgerissen. Einst stand dort nur ein Laufsteg für die Fußgänger. Die Fuhr-

werke konnten nicht darüber fahren. Sie mußten mit ihren Wagen in den Bach hinunter fahren und so durch das Bachbett hindurch das andere Ufer zu erreichen suchen. Bei Hochwasser war dies natürlich unmöglich. Als im Jahre 1779 nach einem Gewitter die Sitter die Brücke wieder einmal wegtrug, erbauten die Gaiserwalder mit Unterstützung des Fürstabtes von St. Gallen die heutige gedeckte Holzbrücke.«

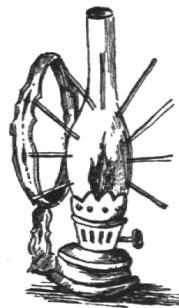
Inzwischen hatten die beiden Wanderer bereits das »Rößli« erreicht. »Vater, komm wir laufen miteinander auf dem alten Wege zum Hätternsteg hinunter«, bittet Paul. »Gut, das können wir. Es freut mich, wieder einmal auf dem altbekannten Wege in die Stadt hinein zu laufen«, erwidert der Vater.



VON ALTEN LAMPEN UND LICHTERN

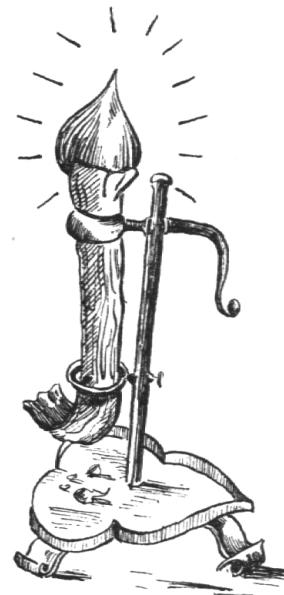
Eine wohlende Wärme strahlte vom großen, grünen Kachelofen in die heimelige Bauernstube. Die Lampe warf ihr helles Licht auf den Stubentisch, wo Beat an einer schweren Rechnung herumstudierte. »Sie will mir einfach nicht aufgehen«, brummte er vor sich hin. Plötzlich ging das Licht aus. Es war stockdunkel in der Stube. Beat, der bei den Rechnungsaufgaben bereits recht ungeduldig geworden war, begierte auf: »Das fehlte gerade noch! Sofort wieder Licht her!« Der Großvater, der auf der Ofenbank gemütlich seine Pfeife rauchte, beruhigte den »Stürmi«: »Ha, man sieht, daß du noch jung und dumm bist! Als ich noch ein Bub war, wußte man

überhaupt nichts vom elektrischen Licht. Dort in der Diele oben steckt jetzt noch



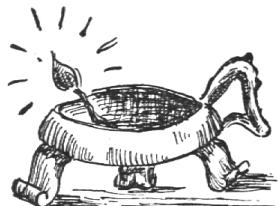
der Haken, woran die Petrollampe hing. Wir bekamen oft schwarze Finger beim Einfüllen des Petrols oder beim Putzen des rußigen Glaszyinders. Die Petrollampe erhellt aber nur schwach die Stube, und die Luft wurde erfüllt vom schlechten Geruch des verbrennenden Öls. Oft mußten wir die Fenster öffnen, um frische Luft hereinzulassen.«

In diesem Augenblick knarrte die Türe auf, und die Mutter trat gespensterhaft mit einer brennenden Kerze in die Stube und stellte das flackernde Licht auf den Tisch: »Nun müßt ihr halt mit dieser Kerze Vorlieb nehmen!« Beat versuchte, weiter zu rechnen. Es ging aber nicht gut, weil er sich nicht gewohnt war, bei solch schwachem Licht zu schreiben.

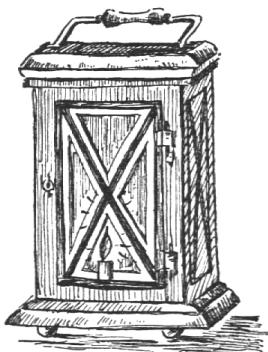


Der Großvater stopfte seine gebogene Pfeife und begann zu erzählen: »Ganz früher kannte man noch schlechteres Licht.

Mein Großvater hat mir das erzählt. In den Kirchen und vornehmen Häusern brannten die Wachskerzen. Den armen Leuten waren aber die Kerzen zu teuer. Sie holten im Walde harziges Holz (Kienspäne) und zündeten diese in der Stube auf einem Ständer an. In der Küche aber brannte ein armseliges Öllämpchen, ein Ämpelchen, das bloß soviel Licht gab, daß man sich kaum erkennen konnte. Ein runder Docht



zog das Öl aus dem Blechbehälter. Über der kleinen Flamme qualmte ein schwarzes, rußiges Räuchlein in die Höhe. In der Stube hatte man diese Ampeli nicht gern. Denk, was das für einen Rauch und unangenehmen Duft gab! Wer am späten Abend noch auf die Straße wollte, nahm eine viereckige Laterne mit. Darin brannte eine Kerze. In den Dörfern gab es halt noch keine Straßenlampen. Bloß in den Städten



befestigten die Leute da und dort an einem Pfahl einen eisernen Korb. Diesen füllte man mit trockenen Reisern, die man vorher in Wachs, Harz oder Pech getaucht hatte. Stell dir vor, wie diese Fackeln rauchten und lustige Funken in die Höhe warfen. Der Wind trug mehr als einmal diese Fünklein fort und ließ sie auf ein Dach fallen. Manchmal mußte daher der Nachtwächter in sein Horn blasen, die

Leute aus dem Schlaf wecken und ihnen durch das »Läuferli« in die Stube rufen: »Fürio, Fürio, es brennt!«



Auf einmal brannte das elektrische Licht wieder. Beat kam dieses helle und saubere Licht vor wie ein Wunder, nachdem ihn der Großvater in Gedanken in die Zeit der rußigen Stubenlampe versetzt hatte. Zufrieden wurde weiter gerechnet, bis ihn der Vater mit dem Spruch:

»Aichti — is Bett mach di«
ins Bett schickte. *Gallus Gemperle.*

Als Quellen dienten:

»Meine Heimat«, Natur- und Heimatkunde für die Primarschulen des Kantons Solothurn. Viertes Schuljahr. Buchdruckerei Gaßmann, Solothurn.

»Zürcher Lesebuch für das vierte Schuljahr«, von Jakob Keller, Verlag der Erziehungsdirektion.

»Zürcher Lesebuch für das vierte Schuljahr«, von Fritz Gaßmann, Verlag der Erziehungsdirektion.

»St. Gallen, meine liebe Heimatstadt«. Eine Heimatkunde, verfaßt von einer Arbeitsgemeinschaft des städtischen Lehrervereins. Herausgegeben von der Schulverwaltung der Stadt St. Gallen.

»Von Goldingen an den Zürichsee«. Herausgegeben von Dr. Ferd. Rüegg. Buchdruckerei Gebr. Oberholzer, Uznach.

»Geschichte der Pfarrgemeinde Gößau«, von Dekan Ruggli. 1878. Schon längst nicht mehr erhältlich.

»Das Kloster St. Gallen«, von Aloisius Scheiwiler †.

Das alte Viertklaßlesebuch des Kts. St. Gallen.

»Heimat, ich liebe dich«, von Fritz Aebli. Verlag Sauerländer.

SJW-Heft: Aus Großvaters Zeiten.

»Uznach, meine Heimat«, von Kuoni Bächinger. Rapperswil.